




Magnus Mahlmann

Was die  
**Gottlosen**  
planen

Der erste Fall  
für Laurenz Broich

J.P. BACHEM KRIMI



*„Die Gedanken  
der Gerechten sind  
redlich; aber was  
die Gottlosen planen,  
ist lauter Trug.“*

*Altes Testament, Buch der Sprichwörter (Spr 12,5)*

## AUTOR

**Magnus Mahlmann** ist das Pseudonym des Leverkusener Schriftstellers Christian Linker. Er studierte in Bonn Theologie und war Vorsitzender des BDKJ im Diözesanverband Köln. Seit 2013 arbeitet er als freier Autor. „Was die Gottlosen planen“ ist sein erster Kriminalroman.



Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

Magnus Mahlmann

Was die  
**Gottlosen**  
planen

Der erste Fall  
für Laurenz Broich

J.P. BACHEM KRIMI

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Porträtfoto hintere Umschlaginnenseite: © B. Dünkelmann

1. Auflage 2018

© J.P. Bachem Verlag, Köln 2018

Alle Rechte vorbehalten.

Titelillustration und Satz: Cindy Kinze, Köln

Lektorat: Astrid Roth, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

Originalausgabe

ISBN 978-3-7616-3271-0 Buchausgabe

ISBN 978-3-7616-3335-9 EPUB

ISBN 978-3-7616-3336-6 MOBI

ISBN 978-3-7616-3337-3 PDF

Aktuelle Programminformationen finden Sie unter:

**[www.bachem.de/verlag](http://www.bachem.de/verlag)**

# 1

*Donnerstag, 3. Mai*

---

Es klang jedes Mal beängstigend echt: erst das Raseln und das scheppernde Stochern vom Schlüssel im groben Zylinder, dann der Knall, mit dem der Riegel vorspringt und die Zellentür verschließt. Klackernd wird der Schlüssel aus dem Schloss gezogen und Schritte entfernen sich, verhallen in endlosen Gängen. Der Raum ist eng, die gewölbte Decke niedrig, eine Art Keller. Jemand hat etwas in die Kalkwände geritzt.

Er rieb sich die Augen. Nachts kam dieser Traum nur noch ganz selten. Aber fünfzehn Minuten Mittagschlaf reichten manchmal aus, um die Klänge und Bilder an seine Großhirnrinde weiterzugeben. Nie dauerte der Traum lang genug, um die in die Wand geritzten Wörter zu entziffern. Was mochte dort stehen? Eine Botschaft aus ferner Vergangenheit? Eine Zukunftsvision? Der Hinweis auf eine Berufung von Gottes Stimme gar? Nein, das wäre doch zu eindimensional und platt, fand Laurenz. Er mochte nicht glauben, dass er aufgrund seltsamer Träume im Knast gelandet war. Kirchliche Personalplanung vollzog sich ein wenig komplizierter.

Er schwang die Beine vom Sofa, richtete sich auf und blinzelte durch die Gitterstäbe vor dem Fenster seines Büros. Der Hof dort unten füllte sich mit den Gefangenen, die zur mittäglichen Freistunde herausströmten. Ein paar kickten sich gegenseitig einen Ball zu, andere hockten in kleinen Grüppchen beisammen,

zockten Karten oder erzählten sich was. Vollzugsbeamte schlenderten umher und machten entspannte Gesichter. Der Frühling schien die Laune allgemein zu heben. Nur die gewaltige Mauer konnte das nicht beeindruckend, sie warf selbst um die Mittagszeit lange Schatten.

Die Bürotür war nur angelehnt, und die Alltagsgeräusche aus den hohen Gängen der Anstalt drangen herein: Stimmen, Schritte, Schlüsselrasseln irgendwo im angrenzenden Trakt. Sie hätten die Traumbilder erklären können, wäre der Traum selbst nicht viel älter.

Laurenz brachte die Espressomaschine auf Touren, die mit ihrem Lärm alle lästigen Geräusche vertrieb und mit dem Kaffeeduft auch Laurenz' Schläfrigkeit. Er griff nach dem Knochen, wie man im Knast jenen großen Schlüssel nennt, der auf alle Zellen- und sonstige Türen passt, das genaue Abbild jenes Schlüssels aus dem wiederkehrenden Traum, und wanderte durch die Gänge, um seinen nächsten Termin abzuholen.

Das gehörte zu den vielen Vorteilen seines Dienstes als Knastseelsorger: dass niemand einfach so an die Tür klopfte – darf ich kurz stören? –, sondern seine Schäfchen, wenn sie Gesprächsbedarf hatten, zunächst ein Formular ausfüllen und dann brav in der Zelle warten mussten, bis er sie anderntags zu sich in sein Büro holte.

Vielleicht passte *Schäfchen* nicht ganz auf die stierneckige Erscheinung von Olek Mazur, dessen Ganzkörper tätowierung in einem stolzen polnischen Adler auf dem rasierten Schädel gipfelte und ihm ein durchaus furchteinflößendes Äußeres verlieh. Meistens jedenfalls.

Als Laurenz jetzt die Zellentür öffnete, hockte Mazur zusammengesunken auf seinem Bett wie ein Häuflein



Elend. Er erhob sich mit einem tiefen Seufzer, folgte dem Priester schlurfend in dessen Büro und ließ sich kraftlos aufs Sofa fallen. Laurenz bot ihm einen Espresso an, den er hinunterstürzte, ebenso griff er bei den Keksen zu. Dann warf er ein zerknülltes Dokument auf den Tisch und sagte nur: »Da.«

Laurenz erkannte den Briefkopf der Staatsanwaltschaft, überflog die Zeilen und sagte: »Na, herzlichen Glückwunsch, Herr Mazur. Sie gehen auf Bewährung. Ab in die Freiheit. Ich freu mich für Sie.«

Zumindest überwiegend, dachte Laurenz noch.

Mazur war sein *Kirchenhausarbeiter*, wie die Gefängnisbürokratie das nennt, er verdiente sein Taschengeld mit Küsterdiensten in der Gefängniskapelle, kochte Kaffee für Treffen der Gesprächsgruppen, verpackte vor Weihnachten gespendete Gaben in buntes Papier. Wie es aussah, würde Laurenz sich unter den übrigen Gefangenen nun eine neue Hilfskraft suchen müssen.

»Quatsch«, brummte Mazur. »Hab doch gar keine Ahnung von draußen. Hab keinen, zu dem ich gehen kann. Keine Idee, was ich machen soll. Und wie das draußen läuft. Hier drin ... hier kenn ich die Leute, verstehen Sie, Herr Broich? Hier kenn ich die Regeln, hier kann ich mich anpassen.«

»Ja, das verstehe ich. Vielen Gefangenen geht es so. Die Freiheit ist manchmal beängstigend. Aber Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, das kann man lernen.« Laurenz wusste selbst, dass das nach Phrasendrescherei klang. Und doch traf es zu. Manchmal jedenfalls. »Sie sind ja nicht allein, es gibt die Bewährungshilfe, es gibt den Verein für ...«

Das Telefon klingelte. Laurenz sah kurz aufs Display. Ein Anruf von draußen, wie ungewöhnlich. Kölner Vorwahl und die Nummer des Generalvikariats, der

bischöflichen Verwaltung. Konnte nichts Gutes bedeuten. Er ließ es klingeln und wandte sich wieder seinem Schützling zu.

»Herr Mazur, das ist eine riesengroße Chance für Sie. Sie haben doch Talente, Fähigkeiten, Potenzial. Hier drin verkümmert all das. Draußen werden Sie sich entfalten können. Mit etwas Starthilfe durch die Ehrenamtlichen in unserem Netzwerk schaffen Sie es.«

»Sowas hat Ihr Kollege in Siegburg auch gesagt, als ich das letzte Mal rauskam«, brummte Mazur. »Nach drei Wochen war ich wieder drin.« Er starrte auf seine Turnschuhe. »Gott will mich lieber im Knast sehen.«

Laurenz lächelte gerührt. Olek Mazur saß wegen Raubes, Hehlerei und gefährlicher Körperverletzung und war gleichzeitig so fromm wie ein Kloostergärtner.

»Gott glaubt an Sie«, sagte Laurenz, »und ich tue es auch. Jeder Mensch verdient eine zweite Chance. Oder eine dritte. Sie sind nicht mal vierzig, mehr als das halbe Leben liegt noch vor Ihnen. Ein guter Zeitpunkt für einen echten Neubeginn. Ich werde ein paar Leute anrufen, und wir schauen, wie wir Sie unterstützen können, okay?«

»Hm, weiß nicht.« Mazur hob den Kopf. »Kann ich denn nicht weiter für Sie arbeiten, wenn ich draußen bin? Sie waren doch immer zufrieden mit mir, Herr Broich. Oder nicht?«

»Doch, sehr sogar. Darum weiß ich auch, dass Sie es schaffen können. Aber ohne mich. Denn ich bleibe ja weiterhin hinter Gittern.« Er lächelte ihn aufmunternd an. »Noch Kekse?«

Olek stopfte sich eine Handvoll Kekse in den Mund und eine weitere Handvoll in die Tasche seiner Jogginghose. Dann ließ er sich von Laurenz wieder auf seine Zelle bringen.

Zurück im Büro musterte dieser das Telefon und die

Nummer des Anrufers von vorhin, die noch im Display aufleuchtete. Natürlich kannte er nicht sämtliche Durchwahlen des weitverzweigten kirchlichen Verwaltungsapparates, doch die Endziffern kamen ihm bekannt vor und verursachten ein gewisses Magenkrummeln. Er zündete sich eine Zigarette an, nahm den Hörer und drückte auf die Rückruftaste.

»Hauptabteilung Seelsorge-Personal«, meldete sich eine Frauenstimme, »Büro von Monsignore Wagner.«

»Laurenz Broich, Sie hatten mich ...«

»Herr Pfarrer Broich! Wie schön, dass Sie gleich zurückrufen. Ich stelle Sie durch.«

So nannte ihn hier niemand. *Herr Pfarrer*. Für die Gefangenen war er schlicht Herr Broich oder aber, im Knastslang, der *Käfigheilige*. Manche Bedienstete hingegen nannten ihn gern *Hochwürden*, mit einem spöttischen Unterton, der ihn immer wieder spüren ließ, dass er in diesem Strafvollzugssystem ein absoluter Fremdkörper war.

Genau sein Ding eigentlich. Ein Fremdkörper. Das war er immer gewesen und hatte es nie als Last empfunden, im Gegenteil. Seinen Eltern und seiner jüngeren Schwester, die nie etwas mit der Kirche zu schaffen hatten, war er schon als Kind fremd geworden, als er unbedingt Ministrant werden und später sogar Theologie studieren wollte. Fremd war er nicht nur als Priester im Knast, fremd war er auch innerhalb der Kirche mit ihrer durch und durch bürgerlichen Attitüde. Er war gern ein Fremder und fühlte sich als Freund der Ausgestoßenen wohl. Er ahnte schon, dass es damit bald ein Ende haben könnte, noch bevor jetzt endlich die Warteschleifenmusik abbrach und die Stimme seines alten Studienkollegen erklang.

»Laurenz! Lange nicht gesprochen. Wie geht es dir?«

»Bis jetzt noch gut, Marc.« Laurenz zog an seiner

Zigarette und schnippte die verglühte Spitze in den Aschenbecher. »Ich fürchte, du möchtest das ändern.«

»Nun – vor zwei Jahren hatten wir abgemacht, dass ich mich wieder melde. Damit wir über deine weitere Verwendung sprechen können.«

Vielleicht hatte das ironisch klingen sollen, in Laurenz Ohren tat es das nicht. Das Wort *Verwendung* bezeichnete exakt, worum es letztlich ging, fand er.

»Ich weiß«, sagte Marc, »dass du gern noch im Gefängnis bleiben möchtest. Aber du weißt auch, dass wir dich vor Ort brauchen. Dass unsere Gemeinden Pfarrer brauchen. Und dass es immer weniger gibt.«

»Gemeinden?«, fragte Laurenz eine Spur zu bissig. Er wusste natürlich, worauf das hinauslaufen sollte.

»Die auch. Aber vor allem Pfarrer. Dass das zusammenhängt, muss ich dir nicht erklären.«

»Nein.« Laurenz räusperte sich. Ihm war klar, dass er nicht ewig Knastseelsorger bleiben konnte. Aber die Vorstellung von sich selbst als Gemeindepfarrer schnürte ihm plötzlich den Hals zu. Er sah sich in Gremiensitzungen hocken mit Aktenbergen auf dem Tisch, sah sich beim Pfarrfest an der Tombola, auf der Karnevalssitzung der katholischen Frauengemeinschaft, im Festzelt der Schützenbruderschaft ... *o Gott, lass diesen Kelch an mir vorübergehen.*

Er sog an seiner Zigarette. Dann sagte er: »Ich fürchte, mit der enormen Verantwortung als leitender Pfarrer einer eurer Großgemeinden würde ich nicht klarkommen. Du weißt doch, ich bin eher der Außenseitertyp.«

»Verantwortung kann man lernen«, erwiderte Marc Wagner. »Du bist gerade mal Ende dreißig, du hast schon so viel Erfahrung und noch so viel Potenzial für die vielen Berufsjahre vor dir. Der ideale Zeitpunkt für einen Wechsel.«

Laurenz glotzte seinen schwarz schimmernden Bildschirm an – der Computer war nicht eingeschaltet, das war er fast nie – und betrachtete sein Spiegelbild. Schmales Gesicht, lichter werdendes dunkles Haar, die kleinen runden Brillengläser unterstrichen seinen intellektuellen Habitus. *Sollten* sie jedenfalls. Eigentlich ließen sie ihn bloß noch introvertierter wirken, als er ohnehin schon war. Und dieses alte, schlabberige T-Shirt. Er hatte ja nicht einmal etwas Passendes anziehen, um Pastor zu sein!

»Der Erzbischof schätzt deine Arbeit mit den Gefangenen wirklich sehr«, fuhr Marc Wagner fort. »Aber du sollst deine Talente nicht im Knast verkümmern lassen, sagt er.«

»Aber Gott will mich lieber im Gefängnis sehen«, protestierte Laurenz schwach. Aus seinem Mund klang das noch hilfloser als vorhin bei Olek Mazur.

»Wo Gott dich sehen will, entscheidet immer noch die Personalabteilung«, erwiderte Wagner und lachte. »Scherz. Warum reden wir nicht mal in Ruhe bei einem Kaffee darüber? Vielleicht kannst du übernächste Woche mal nach Köln kommen?«

»Hab ich die Wahl?«

»Natürlich nicht.«

Sie vereinbarten einen Termin und Marc Wagner verabschiedete sich fröhlich. Laurenz legte beklommen den Hörer aufs Telefon und drückte den Zigarettentstummel in den Aschenbecher. Auch das würde er vermissen – dass sich niemand darum scherte, wenn er im Büro rauchte.

# 2

*Donnerstag, 17. Mai*

---

Natürlich war ihr älterer Bruder mit seinem Priesterberuf völlig aus der Art geschlagen, fand Linda Broich, und trotzdem gab es einige Gemeinsamkeiten zwischen ihren beiden Branchen. Zum Beispiel das Führen seelsorglicher Gespräche.

»Für jeden ist das ein unangenehmer Schritt, Herr Molzhagen«, sagte sie und blickte den Mann ernst an, der ihr gegenüber vor ihrem Schreibtisch saß und auf seinem Stuhl unbehaglich hin und her rutschte. »Aber die Ungewissheit lässt sich auf Dauer noch viel schlechter ertragen. Sehen Sie, das Detektivbüro Broich ist seit drei Generationen für seine Diskretion bekannt. Vielleicht müssen wir am Ende tatsächlich feststellen, dass Ihre Frau Sie betrügt. Das wäre bitter, aber Sie könnten sich dann dazu verhalten, anstatt ständig von Ihrem bösen Verdacht geplagt zu werden. Vielleicht können wir aber auch beweisen, dass es mit den Terminen Ihrer Frau etwas ganz anderes auf sich hat. Und damit könnten wir Ihre Zweifel ausräumen.«

Molzhagen fummelte an einem seiner silbernen Manschettenknöpfe. Sie sah ihm dabei zu. Finanzberater, Mitte vierzig, geleckte Frisur, gelecktes Leben – Linda mochte ihn nicht. Selbst seine allzu deutlichen Skrupel wirkten aufgesetzt, fast wie gespielt. Falls seine Frau wirklich fremdging, könnte Linda das sogar verstehen. Aber ihre persönlichen Ansichten waren hier natürlich irrelevant.

»Ich schicke Ihnen gern ein Angebot«, sagte sie, »und Sie überlegen es sich dann in Ruhe.«

»Hmm ...«, Molzhagen ließ von seinem Ärmel ab und straffte sich, »nein, ich bin entschieden. Ich will es einfach wissen. Sie haben den Auftrag.« Er zückte einen goldglänzenden Füller. »Wo muss ich unterschreiben?«

Linda druckte ein entsprechendes Formular aus und legte es Molzhagen vor.

»Ich werde zunächst einfach beobachten«, sagte sie. »Eventuell gehe ich dann zur sogenannten legendierten Befragung über. Das heißt, ich versuche, mit einer erfundenen Identität Ihre Frau kennenzulernen oder auch Freundinnen, Bekannte, eben Personen aus dem Umfeld. Um deren Vertrauen zu gewinnen und an weitere Informationen zu kommen. Das wäre dann etwas aufwändiger.«

»Geld spielt keine Rolle«, brummte Molzhagen und überflog den Vordruck.

Dann unterzeichnete er mit scharfem Schwung, steckte den Füller wieder in die Jackettasche und lehnte sich zurück.

»Falls ich etwas beitragen kann«, sagte er, »wenn Sie zum Beispiel einen GPS-Sender haben, den ich an den Wagen meiner Frau anbringen ...«

»So etwas mache ich nicht«, unterbrach Linda ihn. »Das ist gesetzwidrig. Und das Detektivbüro Broich hält sich selbstverständlich an die geltenden Gesetze. Meine Ermittlungsmethoden sind vollkommen legal. Es reicht, wenn Sie mir einen Überblick über die Terminplanung Ihrer Frau verschaffen. Soweit Sie da Zugang haben.«

»Natürlich«, sagte Molzhagen. In seiner Stimme schwang Bedauern. »Ich maile Ihnen eine Übersicht.«

Er stand auf. Linda erhob sich ebenfalls und beglei-

tete ihn zur Tür. Plötzlich grinste er schief.

»Was sagt man da eigentlich?«, fragte er. »Gute Jagd – oder sowas?«

»Sie können mir viel Erfolg wünschen«, erwiderte Linda. »Aber was Sie darunter verstehen, liegt ganz bei Ihnen.«

Sie schloss die Tür hinter ihm und sah ihm durchs Fenster nach, wie er geradezu beschwingt über die Straße lief und den schwarzen SUV bestieg, der dort im Halteverbot stand. Beim Ausparken verfehlte er nur haarscharf einen roten Fiat 500 – wahrscheinlich hatte er den gar nicht wahrgenommen. Oben rumpelte es.

»Linda!« Die heisere Stimme ihres Großvaters. »Ist er weg?«

Ein zerfurchtes Gesicht schob sich übers Treppengeländer im ersten Stock. Eberhard Broich senior, der seinen Pullover heute falsch herum trug.

»Wer – er?«, fragte Linda.

»Na, der. Dass der es wagt ... jetzt kommt er sogar schon in mein Haus.«

»Opa, bitte.« Linda stieg die knarrende Treppe hinauf. »Das ist ein neuer Klient. Ganz sicher niemand, der dich verfolgt. Er nicht und auch sonst keiner, klar? Du wirst nicht verfolgt.«

Sie nahm ihren Großvater behutsam bei der Hand. Das Rückenteil des Pullovers spannte über dem Bauch des alten Broich. Darauf mischte sich Bratensoße mit Resten von Brokkoli.

»Komm, du musst dich umziehen. Ich helf dir.«

»Ich war die beste Spürnase von Köln«, schimpfte der Alte, »ich merk doch wohl, wenn mich einer verfolgt. Aber dich interessiert das nicht die Bohne. Dabei wäre es so einfach. Wozu hab ich dir wohl beigebracht, was Gegenobservation ist?«

»Wo keiner observiert, kann man auch nicht ge-



genobservieren«, antwortete Linda geduldig und führte ihren Großvater zurück in dessen Wohnung. Auf dem Küchentisch standen ein leerer Teller und eine leere Schüssel, dazwischen lagen verstreut Nudeln und ein steinaltes NATO-Fernglas. »Niemand will dir was Böses, Opa. Tut mir leid, falls dich das irgendwie kränkt. Es gibt keinen mysteriösen Unbekannten.«

»Um alles muss man sich selber kümmern ... ich mach dir ja keinen Vorwurf.« Widerwillig ließ er sich den Pullover über den Kopf ziehen. »Es ist ja nicht deine Schuld, dass du das Büro alleine führen musst, während deine Eltern sich auf Mallorca vergnügen und dein großer Bruder im Knast sitzt.«

»Er sitzt da nicht, er arbeitet da.«

»Was ja noch viel schlimmer ist. Wenn er ein Verbrecher wäre, dann wüsste man wenigstens den Grund, warum er im Knast ist. Ich verstehe bis heute nicht, weshalb er sich da verkriecht.«

»Lass uns doch nicht immer wieder den gleichen Dialog führen«, seufzte Linda, warf den Pullover in den Wäschekorb im Schlafzimmer und holte einen neuen aus dem Schrank. In ihrer Hosentasche brummte das Handy. »Frag Laurenz doch selber.«

»Wann denn? Der kommt doch nie vorbei. Gib schon her, ich kann das allein.«

Er nahm ihr den Pullover aus der Hand, sie schaute auf ihr Smartphone. Wenn man vom Teufel spricht, dachte sie. Beziehungsweise vom Priester. Laurenz schrieb: »Hi, Linda! Bin nächsten Dienstag beruflich in Köln. Lust auf einen Kaffee? CU. L.«

»Warum heiratest du nicht endlich, damit ein Mann ins Haus kommt?«

»Weil du und das Büro mir schon genug Arbeit machen. Dein Pulli ist übrigens schon wieder verkehrt herum. Ach was soll's.«

»Ja, genau. Ich kann meinen Pullover tragen, wie ich will.« Eberhard Broich senior nahm den Feldstecher vom Tisch, zog einen Stuhl zum Fenster und stützte die Ellbogen auf die Fensterbank. Er drückte sich die Okulare gegen die Augäpfel und versank in der Gegenobservation von ... weiß der Geier wem. Wenigstens war er auf die Art beschäftigt und machte keinen Blödsinn, bis nachher Agnieszka käme – die neue Haushaltshilfe, bei der es leider nur eine Frage der Zeit war, bis der verschrobene Alte auch sie wieder vergrault haben würde.

Stumm räumte Linda den Tisch ab und fegte die Nudelreste in den Mülleimer. Dann trat sie leise in den Flur.

Während sie kurz nach oben ging, in ihre eigene Wohnung in der Mansarde, ließ unten auf der Straße eine mysteriöse Unbekannte die Beifahrerscheibe ihres roten Fiat 500 hochfahren. Warf noch einen Blick zu dem Küchenfenster hoch, wo der Alte mit seinem Fernglas hinter der Gardine wieder in Stellung gegangen war. Startete den Motor und fuhr still lächelnd davon.

# 3

Dienstag, 22. Mai

---

Die Nachmittagssonne schien auf die riesigen, allesamt wenig einladenden Bungalows am Seidenweg. Das Haus der Molzhagens wirkte noch vergleichsweise freundlich, jedenfalls von außen. Im Innern war es groß und leer. Hier schien die Stille schwerer zu wiegen als anderswo. Und umso lauter hörte Martin Molzhagen die klackernden Schritte auf dem Parkett näherkommen, bevor die Tür zu seinem Arbeitszimmer aufflog.

»Wird nicht mehr angeklopft?«, knurrte er.

Seine Frau hielt ihren Kalender in der Hand.

»Der lag auf dem Buffetschrank«, sagte sie, als sei das eine Anklage.

»Aha«, sagte er.

»Ich lege ihn *nie* dorthin.«

»Vielleicht die Putzfrau?«

»Gehst du an meine Sachen? Schnüffelst du hinter mir her?«

Es lag plötzlich etwas zutiefst Hassenswertes in ihrer Mimik. Molzhagen prägte sich das ein, so gut er konnte. Wenn er es wirklich fertigbrächte, sie zu hassen, mochte vieles sehr viel einfacher werden.

»Würdest du wie jeder andere zivilisierte Mensch Termine im Smartphone verwalten und nicht in dieser ledergebundenen Antiquität«, sagte er, »müsstest du auch nicht dauernd danach suchen.«

»Ich suche nicht *dauernd* danach, nur heute. Nor-

malerweise liegt diese *Antiquität* in meinem Zimmer auf dem Schreibtisch. Oder in einer meiner Handtaschen.«

»Reg dich ab, du hast ihn ja wiedergefunden. Wann bist du weg?«

»In einer halben Stunde.«

»Schon?«

»Ich muss vorher noch ins Pfarrbüro. Von da fahre ich direkt zum Bahnhof.« In versöhnlichem Ton sagte sie: »Ich bin übermorgen vor sieben zurück. Vielleicht hast du Lust auf ein gemeinsames Abendessen? Wir könnten zur Abwechslung versuchen, ein normales Gespräch miteinander zu führen.«

»Von meiner Seite aus – jederzeit«, gab er zurück und bemühte sich, dem veränderten Blick auszuweichen. »Also dann, gute Reise.«

»Werde ich haben«, sagte sie lächelnd und ließ ihn allein.

Er lauschte, wie sich ihre klackernden Schritte entfernten, griff nach seinem Smartphone und schrieb eine kurze Nachricht an Linda Broich. Er legte das Smartphone wieder zur Seite, dachte einen Moment lang nach, dann griff er abermals nach dem Gerät und schrieb eine weitere Nachricht. An den heimlichen Liebhaber seiner Frau.



Menschenmassen schoben sich durch die Eingeweide der Stadt und brandeten gegen Rolltreppen, sprudelten hinab in die Tiefe und wurden von U-Bahnen aufgesogen, andere wiederum ausgespuckt, mit Smartphones vor den ernstesten Gesichtern auf dem Weg

zu einem Agentur-Meeting oder zur Fußpflege, zu einem Bewerbungsgespräch, zur Bücherei, um den Ausweis verlängern zu lassen, zur Kirche, um vielleicht beichten zu gehen. Alle diese Menschen waren frei, zumindest wirkten sie so im Gegensatz zu den Menschen in Laurenz' gewohnter Umgebung. Aber war das wirklich Freiheit? Dieses hektische Gewimmel? Oder kam ihm das nur so vor?

Die Gefängniswelt folgte einem ganz eigenen Rhythmus, an den er sich viel zu sehr gewöhnt hatte. Vielleicht täte es ihm tatsächlich gut, aus diesem Phlegma rauszukommen und etwas anderes zu machen. Eigentlich verrückt, dachte Laurenz, sich so etwas ausgerechnet von einem ranghohen Mitarbeiter der kirchlichen Verwaltung anhören zu müssen: »Komm mal raus, mach mal was anderes.«

Über Monsignore Marc Wagners Schreibtisch hing ein Bibelvers in den ziselierten Buchstaben des hebräischen Originaltextes. Hebräisch war beim Studium nicht gerade eine von Laurenz' Stärken gewesen, aber diesen Satz hatte er trotzdem auf Anhieb übersetzen können: *Mein Vater war ein heimatloser Aramäer*. Das traf es ganz gut, oder nicht?

Doch dann der Schock.

»Ihr könnt mich überall hinschicken, aber nicht nach St. Magdalena«, hatte er noch zu protestieren versucht. »Meinetwegen in die Eifel oder nach Neuss, wenn's sein muss, zur Not auch nach Düsseldorf! Aber doch nicht nach Magdalena.«

»Lass mich doch erst einmal ...«

»Hey, Marc – seit wann wird jemand Pfarrer in seiner eigenen Heimatgemeinde? Ich war Messdiener dort, war KJG-Leiter ... mein Elternhaus steht ein paar Straßen weiter, das kannst du nicht ...«

»Normalerweise nicht. Aber wir brauchen dich dort.

Und zwar bald.«

Das war das Schlüsselwort gewesen, dachte Laurenz jetzt, während er sich in die Bahn quetschte und einen Haltegriff ergatterte. *Bald*. Aus einer anderen Gemeinde oder Institution konnte man schlecht einen Pfarrer Hals über Kopf abziehen, quasi von heute auf morgen. Nicht mal aus dem Krankenhaus. Aus dem Knast aber schon, die konnten sich nicht wehren. Dann war es also bereits ausgemacht. Er spürte einen Anflug von Panik. Die Freiheiten, die er genossen hatte, die Anonymität seiner kleinen Wuppertaler Wohnung, das wäre von jetzt auf gleich vorbei.

»Du kennst die Menschen im Veedel, du verstehst sie, ohne ihnen gleich nach dem Mund zu reden«, hatte Marc ihn beschworen. »Du bist von dort, aber nicht Teil dessen, verstehst du? Eigenständig genug, um dich nicht von irgendwem vereinnahmen zu lassen. Aber eben auch keiner von außen, der erst mühsam das Veedel kennenlernen müsste.«

Nee, genau, dachte Laurenz. Mühsam hatte er dem Veedel zu entkommen versucht. Aber *Heimat*, was immer das genau sein mochte, holt einen eben wohl früher oder später doch wieder ein.

»Pater Matthew Mutumba ist zur Zeit Pfarrverweser«, hatte Marc noch erklärt, »seit der alte Prälat Sondershausen verstorben ist. Der arme Pater Matthew zählt die Tage, bis ein neuer Pfarrer kommt und er die Leitung abgeben kann. Vielleicht besuchst du ihn demnächst mal.«

»Oder jetzt gleich«, hatte Laurenz wie abwesend geantwortet, »ich wollte eh bei meiner Schwester vorbeischaun.«

Leicht betäubt war er aus dem Generalvikariat auf die Straße getreten. Das Gespräch mit Marc hallte in seinem Kopf wider, aber ein Gefühl dazu gab es noch

nicht, so unwirklich erschien ihm der Umstand, dass die geplante Stippvisite bei Linda und Opa Eberhard unversehens zu einem verkappten Antrittsbesuch geraten würde. Antritt als ... ja was? Neuer Nachbar, neuer Pfarrer, Rückkehrer in den Schoß der Familie? Wie grotesk!

Rumpelnd verließ die Bahn den Untergrund, zog ihre Kreise und schleppte sich die Brücke empor, um den Rhein zu queren und am anderen Ufer wieder ins Dunkel einzutauchen. Schäl Sick, die »falsche Seite«, nennen die Kölner den rechtsrheinischen Teil ihrer Stadt, irgendwie noch Köln und irgendwie auch schon nicht mehr. Hier lag seine alte Heimat, sein künftiger Sprengel.

Das riesige Gemeindegebiet von St. Magdalena umfasste gegensätzliche Orte wie den historischen Ortskern rund um die Kirche, wo er aufgewachsen war, ein desolates Hochhausghetto, offiziell Mauspfad-Siedlung genannt, und am Seidenweg das Reichenviertel mit seinen ausladenden Bungalows inmitten von üppigem Grün, dazwischen die eintönigen Reihenhäuser mit Gartenzwergen vor der Tür.

Am Schnittpunkt all dessen, an der Haltestelle Mitscherlichstraße, stieg er aus, wie er schon hunderte, tausende Male als Kind und Jugendlicher ausgestiegen war. Hinter den Dächern der umliegenden Häuser ragte der Kirchturm von St. Magdalena auf, neugotischer Backstein, die kupferne Spitze war mit grünlicher Patina überzogen. Laurenz nahm den kleinen Umweg am Elternhaus vorbei. Das Schild »Detektivbüro Broich« prangte wie eh und je neben der Tür, unaufdringlich und doch selbstbewusst.

Sein Großvater Eberhard Broich senior hatte in den späten Fünfzigerjahren die Detektei gegründet und dieses schon damals ziemlich in die Jahre gekom-

mene, typisch rheinische Dreifensterhaus mit dem zeitlosen grünen Anstrich erworben. Im Parterre lag wie ehemals das Büro. Im ersten Stock und im Dachgeschoss waren Laurenz und Linda aufgewachsen, ihre Eltern hatten die Detektei übernommen und rund dreißig Jahre lang geführt. Vor ein paar Jahren dann hatten sich Brigitte und Eberhard junior zur Ruhe gesetzt und waren nach Mallorca gezogen. Seither führte Linda die Geschäfte.

Die WG aus Großvater und Enkelin schien einigermaßen zu funktionieren, wenn auch der Alte regelmäßig die angeheuerteten Haushaltshilfen vergraulte. Natürlich empfand Laurenz ein pflichtschuldig schlechtes Gewissen bei dem Gedanken, seine jüngere Schwester bislang mit der Verantwortung für den alten Mann alleingelassen zu haben. Dass sich das nun ändern könnte, erleichterte ihn allerdings nicht.

Hinter dem Küchenfenster seines Großvaters bewegte sich die Gardine, doch ihn selbst sah Laurenz nicht. Stand er dort und beobachtete die Straße? Seit neuestem fühlte Opa Eberhard sich verfolgt. Jedenfalls hatte Linda so etwas erzählt. Ein kleiner Spleen? Oder die Anzeichen beginnender Demenz? Vielleicht hatte er bloß einen kurzen Blick auf die schäbige Werbefläche an der Häuserwand gegenüber geworfen.

Laurenz war damit aufgewachsen, morgens auf diese Plakatwand zu sehen, wo mal für Waschmittel oder Versicherungen, für Zigaretten oder Babynahrung geworben wurde. Heute informierte eine sehr knapp bekleidete junge Dame über kostengünstige Flüge in die Sonne. Manchmal hatte Laurenz als Jugendlicher heimlich darauf gehofft, es würde eines Tages eine wichtige Botschaft für ihn auf dieser Wand erscheinen. So wie bei Pfarrer Helander in diesem Buch, das sie damals in der Schule durchgenommen hatten: *Sansibar*